

Wörter aus der Fremde

Für Ernst Müller

Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.)

Wörter aus der Fremde

**Begriffsgeschichte
als
Übersetzungsgeschichte**

KULTURVERLAG KADMOS

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin
Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin

Umschlagfoto: Susanne Nilsson, CC BY-SA 2.0 (in Blau eingefärbt), <https://flic.kr/p/J3kySY>

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-373-1

INTERPHÄNOMENALITÄT

JOACHIM FISCHER

›Interphänomenalität‹ ist ein neuartiges Kompositum aus zwei bekannten griechisch-lateinischen Termini – aus ›Phänomenon‹, in dem altgriechisch ein Etwas, eine Entität als »sich Zeigendes«, als ein »Erscheinendes« aufgefasst ist, und aus dem Präfix ›Inter‹, das lateinisch das Verhältnis des »Zwischen«, des »unter- und voreinander« von mindestens zwei Entitäten anspricht.

Die Pointe der Begriffsfügung und -findung, seit 2009 im Umlauf,¹ ist offensichtlich die Abwendung von der vertrauten Auffassung aller ›Phänomenologie‹ (Kant, Hegel, Husserl), dass die ›Phänomene‹ sich immer für uns, für unsere (sprich: menschliche) sinnliche Wahrnehmung zeigen, also als ›Phänomene‹ *für* ein Bewusstseinssubjekt »zur Erscheinung kommen«. ² Der neue Kunstbegriff vollzieht die Abkehr von dieser klassischen Annahme im Subjekt-Objekt-Verhältnis hin zum eventuell aufschlussreichen Verhältnis, in dem die ›Phänomene‹ selbst als Phänomene voreinander bzw. untereinander sich zeigen – in einer Intersphäre, im Zwischenraum zwischen ihnen –, in einer quasi-kommunikativen Relation voreinander erscheinen, ungeachtet dessen, dass sie auch für ein menschliches Bewusstsein erscheinen können.

Würde man den Terminus ›Interphänomenalität‹ übersetzen, müsste man von einem »Voreinander-Erscheinen der Erscheinungen« sprechen. Der hohe Reiz, stattdessen mit dem Fremdwort ›Interphänomenalität‹ zu operieren, ist natürlich die gezielte Intervention in das sozialontologisch und soziologisch wohl etablierte Begriffsfeld von ›Intersubjektivität‹, ›Interkorporalität‹, ›Interobjektivität‹, um bisher nicht entdeckte bzw. nicht auf den Punkt gebrachte Dimensionen von Lebenswelten sachlich freilegen zu können. Wer analytisch mit dem Begriff der ›Interphänomenalität‹ operiert, ruft das erwähnte philosophische Begriffsfeld auf, meint aber offensichtlich etwas anderes als ›Intersubjektivität‹, dem seit Husserl, Schütz oder Goffman klassischen Begriff für die Zwischenverhältnisse zwischen ego und alter ego (den Bewusstseinssubjekten) der menschlichen Lebenswelt.³ Gemeint ist auch etwas anderes als ›Interkorporalität‹, mit dem Merleau-Ponty im Rahmen einer Leibphilosophie das Grundiertsein der Intersubjektivität der Bewusstseine in einer präsubjektiven Sphäre des leiblichen Kontaktes ansprechen wollte.⁴ Aber auch etwas anderes als »Interobjektivität«, mit der Latour diese Lebenswelt durch Schlüssel und Schalter, also die eigensinnigen artifiziellen Dinge, immer bereits durchfurcht denkt.⁵

›Interphänomenalität‹ meint einfach Phänomene, die als Phänomene vor- und füreinander erscheinen, also auf so etwas wie Ausdruck und Eindruck bzw. Aus-

druckswahrnehmung und Eindrucksmanöver untereinander eingestellt sind. Dieses Reich des Interphänomenalen übersteigt die Zone des Intersubjektiven und auch des Interobjektiven bei weitem. Es handelt sich um das Faktum eines universellen Ausdrucksüberschusses im Kosmos, einer »Interexpressivität«, innerhalb dessen die intersubjektiven und interobjektiven Lebenswelten bloße Inseln bilden.

Für alles Weitere ist entscheidend, dass sich ein *zweifach konstituiertes* Reich des Interphänomenalen beobachten lässt. Dieses Doppelreich des Interphänomenalen konstituiert sich durch einen ontologischen *und* durch einen epistemologischen Ausdrucksüberschuss. Mit *ontologischer* Konstitution der Interphänomenalität ist das natürliche Faktum angesprochen, dass es bereits *vor* oder *neben* und auch *nach* menschlichen Lebewesen Ausdrucksphänomene im Kosmos gibt – nämlich in der Pflanzen- und Tierwelt, in der Welt des Lebendigen, in der die Organismen von sich her bereits auf expressive Erscheinung (voreinander) angelegt sind. Es gibt eine *vitale* Zone des Interphänomenalen vor und neben der zwischenmenschlichen Lebenswelt. Kurz gesagt: Selbst wenn alle menschlichen Lebewesen von der Erdoberfläche verschwinden würden, gäbe es immer noch Ausdrucksverhältnisse (zwischen Pflanzen und Tieren, vor allem zwischen Tieren). *Epistemologische* Konstitution ist eine zweite, ganz andere Quelle von Interphänomenalität: Hier bildet sich Interphänomenalität von der kognitiv-emotionalen Disposition menschlicher Lebewesen her, tendenziell oder primär alles um sich herum, weit über Mitgenossen und weit über Organismen hinaus, tendenziell alles Gegebene im Universum und Kosmos als Ausdrucksphänomen auffassen zu können – eine ›kosmische‹ Interphänomenalität aufschließen zu können. Menschliche Lebewesen sind ausdrucks-projizierende Lebewesen, sie vermuten – weit über ihresgleichen und weit über tierische und pflanzliche Ausdrucksverhältnisse hinaus – auch Ausdrucksverhältnisse in der sogenannten unbelebten Natur, in und zwischen Steinen und Sternen. Menschen operieren von sich her immer schon mit einem Ausdrucksüberschuss in der Welt, der Expressivität der Phänomene unter- und zueinander – und die zuständigen Bildungsmedien dieser Interphänomenalität sind Magie, Mythos, Kunst, Religion, die sie zugleich immer auch dem Zweifel aussetzen.

Beide Theoreme zur ›Interphänomenalität‹ sind von Max Scheler und Helmuth Plessner aus entwickelt, von ihnen ausgewickelt worden⁶ – auch wenn sie nicht diese Kategorie hatten. Insofern gehören die Theoreme zum Kernschatz der Philosophischen Anthropologie – und zwar im Sinne eines Paradigmas verstanden, nicht als philosophische Subdisziplin. Mit dieser Theorierückbindung ist gewährleistet, dass es sich bei der beobachteten Phänomenalität der Interphänomenalität nicht um eine spekulative Annahme, sondern um eine realistische Rekonstruktion des Doppelreichs der Interphänomenalität handelt.

Zunächst das Theorem der ›Interphänomenalität durch ontologischen Ausdrucksüberschuss im Kosmos‹. Dieses ist in der *Linie Scheler-Plessner-Portmann* entfaltet worden.⁷ Vor allem Helmuth Plessner und Adolf Portmann war es wichtig,

innerhalb einer philosophischen Biologie lebendige Dinge von unbelebten Dingen durch ihre Grenzbildung zu charakterisieren. Und diese grenzrealisierenden Dinge mit der »Filterfunktion semipermeabler Membranen« (Plessner) weisen zugleich ein im Vergleich zu nichtbelebten Dingen eigentümliches Moment genuiner »Selbstdarstellung« (Portmann) an ihrer Grenze auf, an der Grenzfläche (Haut, Fell, Federn, schließlich in der Visage und Physiognomie etc.) – wegen des grundsätzlichen Grenzcharakters des Organischen. Bei lebendigen Dingen (vor allem bei Tieren) verdeckt die opake Hülle, also die Erscheinungsoberfläche des lebendigen Dinges, mit ihrer tendenziell symmetrischen Struktur den – so Portmann – (meist asymmetrischen) Aufbau des Inneren, das bloß funktional differenzierte »Eingeweideknäuel«; die Grenzfläche differenziert also erscheinungsmäßig eine äußere Oberfläche gegenüber dem Innenraum. Um es ganz prägnant zu fassen: Natürlich sind auch Organe (so wie auch alle anorganischen Dinge) »Phänomene«, Erscheinungen für einen wahrnehmenden Beobachter (das Raubtier, den Chirurgen), aber sie – die Organe wie Herz, Nieren, Adern – sind nicht auf Sichtbarkeit oder eine Eigenphänomenalität hin angelegt –, es sind »uneigentliche Erscheinungen« – wie übrigens auch alle anorganischen Phänomene. Zwischen diesen uneigentlichen Phänomenen gibt es auch keine »Interphänomenalität«, sondern kausal-funktionale Interobjektivität. Von diesen »uneigentlichen Erscheinungen« unterscheidet Portmann die »eigentlichen Erscheinungen« der Grenzoberfläche lebendiger Körper, die ihrer Musterung und Faserung nach auf prinzipielle Sichtbarkeit und expressive Phänomenalität angelegt sind (auch dann, wenn vermutlich niemand sie sieht, wie bei bunten Fischen der Tiefsee). Das Angelegtsein von lebendigen Phänomenen auf optische *Sichtbarkeit*, auf die Phänomenalität des Phänomens, ist dabei selbstverständlich nur ein pars pro toto der eigentlichen Phänomenalität überhaupt, die sich ebenso im Kreislauf von akustischer Verlautung und *Vernehmbarkeit* interphänomenal einspielen kann.

Das zweite Theorem zur epistemologischen Konstitution des Reiches der Interphänomenalität ist in der *Linie Scheler-Plessner-Luckmann* ausgearbeitet worden.⁸ Die These eines *epistemologischen* Ausdrucksüberschusses ist – bereits mit Vorläufern wie Wilhelm Wundt – ebenfalls erstmals prominent von Scheler und Plessner formuliert und dann vom Soziologen Thomas Luckmann in einem wegweisenden Aufsatz zu den »Grenzen der Sozialwelt«⁹ in ihren Konsequenzen durchdacht worden. Demnach sind *Menschen* – exzentrisch positionierte Lebewesen – zunächst und zumeist dazu disponiert, nicht nur andere Menschen – andere Subjekte – und auch andere nicht-menschliche Lebewesen (Pflanzen, Tiere) für expressiv zu halten, sondern darüber hinaus zunächst *alle* Gegenstände überhaupt, also nicht-lebendige Dinge wie Landschaften, Atmosphären, Sterne im Kosmos, Steine in der Erde: d.h. sie in einer »personifizierende[n] Apperzeption«¹⁰ als Wesen wie Du und Ich aufzufassen, an die man sich richten kann, sprechend, sie »anplappernd« (wie Gehlen diese universelle Kommunikation nennt)¹¹ in der Er-

wartung, eine verstehbare Antwort zu erhalten. Diese onto- und phylogenetische Disposition der menschlichen Apperzeption, jedes in der Wahrnehmung Gegebene als ausdrucksüberschüssig wahrzunehmen, ist auch als intuitive Beseelung oder Einseelung der Objekte, als universelle Einfühlung oder Empathie behandelt worden. »Primär« – so Scheler – »ist alles überhaupt Gegebene Ausdruck.«¹² Das gesamte Feld des subjektiv und intersubjektiv Gegebenen erscheint ›uns‹ – weit über Pflanzen und Tiere hinaus – als interphänomenales Feld, vom Stein bis zum Stern als Feld ausdrucksstarker Phänomene, die nicht etwa nur für ein menschliches Wahrnehmungssubjekt, sondern im Modus des Expressivitätssurplus vor allem untereinander im expressiven Bezug zueinander stehen. So gesehen bildet sich die soziokulturelle Lebenswelt des Menschen überhaupt erst in einer »Limitierung« dieses universellen Ausdrucksüberschusses, in einer je historisch flexiblen Ziehung von »Grenzen des Sozialen« (Gesa Lindemann): was seitens der Akteure zu den je relevanten verstehbaren, expressiven Entitäten als zurechnungsfähig gezählt wird, was nicht. Menschliche Lebenswelten regulieren diese filternde und öffnende Grenzziehung innerhalb des Ausdrucksüberschusses und kultivieren die beseelten Entitäten in der Poesie, im Mythos, in der Religion als das, was Rilke innerhalb seines Gedichts über das Gedicht, in seiner Poesie-Poesie (*»Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen«*) äußerst prägnant den »Weltinnenraum« genannt hat. In ihm erscheinen Sterne und Steine, Bäume und Tiere, Häuser und Dinge nämlich als Phänomene voreinander – eben ›interphänomenal‹. Die menschlichen Beobachter sind gleichsam Eckensteher dieses ›Weltinnenraums‹, seine Lauscher und Voyeure, eines interphänomenalen »Weltinnenraums«, der auch sie zugleich umringt und durchdringt.

›Interphänomenalität‹ erweist sich vielleicht als ein glücklicher terminologischer Griff, der eine ganze Reihe anderer vertrauter Begriffe für diese Zwischen-Phänomenalität der Phänomene einzusammeln und zu ordnen vermag – zum Beispiel Benjamins berühmten Begriff der »Aura«: »Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.«¹³ Streng genommen wären dann durch den epistemologischen Ausdrucksüberschuss in der Wahrnehmungserfahrung die Phänomene mit dem Vermögen belehnt, *untereinander* »den Blick aufzuschlagen.« Dabei bildet sich immer erneut eine kulturell schwimmende Grenze, ob es sich bei diesem ›Belehnen‹ um ein aus der Ausdrucksprojektion abgeleitetes oder um ein in ihr aufgespürtes Geschehen handelt.

Jedenfalls lässt sich ein vielfacher, historisch variabler Grenzverkehr der insularen intersubjektiven und interobjektiven Lebenswelt im und mit dem Doppelsprung, dem Doppelreich des Interphänomenalen beobachten – hinsichtlich der Inklusion/Exklusion von Subjekten (bei Abtreibung oder Hirntod), dem Status der Dinge, der praktischen Beziehung zum Reich des Organischen vor, neben und nach dem Menschen, der Aufrechterhaltung des universalen Interphänomenalen in der Poesie. Das Fremdwort ›Interphänomenalität‹ ist der Köder für ein ganzes Forschungspro-

gramm, die arrangierende Kraft des Kunstbegriffes für soziologische, ökologische, bioethische, ästhetische Fragen ist unabsehbar. Eine erste Probe auf ›Interphänomenalität‹ als Forschungsprogramm wurde in der Architektursoziologie als neuem Kern der Stadtwissenschaft gemacht – unter dem Titel der »Architektur als schwerem Kommunikationsmedium« jeder Gesellschaft¹⁴: Die »Baukörper« jeder Siedlung überhaupt (mit ihren Fenstern und Türen, ihren Fassaden (Hausgesichtern)) stehen demnach immer schon in einem quasi-kommunikativen Erscheinungsverhältnis zueinander – ganz unabhängig von ihren praktischen Funktionen, und von diesem Phänomen der gebauten ›Interphänomenalität‹ (in Bau und Gegenbau) wird jeder affiziert, der durch eine menschenverlassene, vielleicht vollkommen unbewohnte (Ruinen-)Stadt streift. Mit dieser theoriertechnischen Umakzentuierung gewinnt je über Generationen *gebaute Stadt* eine neuartige Relevanz im Verhältnis zur *sozialen Stadt* interaktiver Akteure – es wird klar, warum Architekturdebatten um den konkreten Erscheinungsraum auch in virtuell operierenden Gegengesellschaften von Gewicht bleiben.

Siehe auch: *Empathie, Ganzheitsbezogenheit, Autonomie, Synergie, Welt*

ANMERKUNGEN

- 1 Joachim Fischer: »Interphänomenalität. Zur Anthro-Soziologie des Designs«, in: *Das Design der Gesellschaft. Zur Kultursoziologie des Designs*, hg. v. Stephan Moebius/Sophia Prinz, Bielefeld 2012, S. 91–108; ders.: »Interphänomenalität«, in: *Sprache und Literatur*, 45 (2014) Heft 113 (erschienen 2016), Themenheft: Oberflächen, S. 3–18. Unabhängig davon auch in einem anderen englischsprachigen Kontext: Samuel Veissiere: »Varieties of Tulpa experiences: the hypnotic nature of human sociality, personhood, and interphenomenality«, in: *Hypnosis and meditation: Towards an integrative science of conscious planes*, hg. v. Amir Raz/Michael Lifshitz, Oxford 2016.
- 2 Anne Eusterschulte/Wiebke-Marie Stock (Hg.): *Zur Erscheinung kommen. Bildlichkeit als theoretischer Prozess, Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft (ZÄK)*, Sonderheft 14 (2016).
- 3 Edmund Husserl: *Cartesianische Meditationen*, hg. v. Elisabeth Ströker, Hamburg ³1995, V. Meditation.
- 4 Maurice Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966.
- 5 Bruno Latour: »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, 2 (2001), S. 237–252.
- 6 Max Scheler: *Wesen und Formen der Sympathie*, Frankfurt a. M. ⁵1948; Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin ²1965.
- 7 Adolf Portmann: »Die Erscheinung der lebendigen Gestalten im Lichtfelde«, in: *Wesen und Wirklichkeit des Menschen. Festschrift für Helmuth Plessner*, hg. v. Klaus Ziegler, Göttingen 1957, S. 29–41. ders.: *Neue Wege der Biologie*, München 1961.
- 8 Thomas Luckmann: »Über die Grenzen der Sozialwelt«, in: ders.: *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protosoziologie*, hg. v. Jochen Dreher, Konstanz 2007, S. 62–90.
- 9 Luckmann: »Grenzen«.
- 10 Wilhelm Wundt: *Grundriß der Psychologie*. Leipzig 1886, S. 355.
- 11 Arnold Gehlen: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Bonn ²1950.
- 12 Max Scheler: *Sympathie*, S. 233.
- 13 Walter Benjamin: »Über einige Motive bei Baudelaire« (1939), in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1974, S. 646.
- 14 Joachim Fischer: »Architektur als ›schweres Kommunikationsmedium‹ der Gesellschaft. Zur Grundlegung der Architektursoziologie«, in: *Der gebaute Raum. Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften*, hg. v. Peter Trebsche u. a., Münster 2010, S. 63–82.